

ski darauf hin, daß ein großes Maß an Verantwortung herrschen müsse.

In der darauffolgenden Woche traf der Primas mit beiden Konfliktparteien zusammen. Am 26. März fand vormittags ein Gespräch mit Parteichef *Kania* und nachmittags eine Unterredung mit Ministerpräsident *Jaruzelski* statt. Nach einer Mitteilung des Sekretariats der Polnischen Bischofskonferenz seien Kardinal und Ministerpräsident übereingekommen, „mit aller Kraft eine interne Lösung der internen Probleme Polens anzustreben“. Am 28. März traf sich Kardinal *Wyszynski* dann mit Gewerkschaftsführer *Lech Walesa*, zwei Tage vor den entscheidenden Gesprächen zwischen Regierung und „Solidarität“.

Auf ungewöhnlich deutliche Art wurden die Bemühungen des polnischen Primas von Johannes Paul II. sekundiert. Der Papst richtete am 28. März eine *Botschaft an Kardinal Wyszynski*, in der er seine „tiefe Sorge“ über die Ereignisse in seinem Heimatland zum Ausdruck brachte. Er bete mit der ganzen Kirche Polens darum, „daß man zwischen den staatlichen Autoritäten und den Vertretern aus dem Bereich der Arbeit (den unabhängigen und selbstverwalteten Gewerkschaften) zu einer Übereinstimmung gelangen werde, um den inneren Frieden im Geist der Erneuerung nach den Prinzipien zu stärken, wie sie im vergangenen Herbst in gemeinsamen Abmachungen festgesetzt wurden.“ Die Verwirklichung dieser Prinzipien er-

fordere gegenseitiges Einvernehmen, Dialog, Geduld und Ausdauer.

Johannes Paul II. führte weiter aus, die allgemeine Ansicht der Nationen, die den Frieden liebten, drücke sich in der Überzeugung aus, daß die Polen das unleugbare Recht hätten, ihre Probleme allein zu lösen. In seiner Ansprache zum Angelus am 29. März erinnerte der Papst im Zusammenhang mit der kritischen Lage in Polen unmißverständlich an die Schlußakte von Helsinki und das dort festgehaltene Prinzip der Nichteinmischung. Eine Woche später wurden diese Aussagen von Johannes Paul II. nochmals bekräftigt.

Einem Kommuniqué über das Treffen der gemischten Staat-Kirche-Kommission zufolge, das am 1. April stattfand, hat die polnische Regierung sowohl Johannes Paul II. wie auch Kardinal *Wyszynski* und dem Episkopat für ihre Bemühungen um eine friedliche Lösung der Konflikte im Land gedankt. Alle Polen, so das Kommuniqué, müßten sich bewußt sein, daß die Verantwortung für das Vaterland ebenso bei der politischen Macht wie bei jedem einzelnen Staatsbürger liege.

Der Blick auf die sonstigen Tagesordnungspunkte des Treffens macht deutlich, daß sich die polnische Kirche unter den veränderten politisch-gesellschaftlichen Bedingungen neben dem Hauptanliegen der Verständigung und der Vermittlung auch um

konkrete Verbesserungen für ihre Arbeit bemüht: Es ging u. a. um Modalitäten für die Zuteilung von Baumaterial und Fragen, die das ungehinderte Wirken der Ordensleute betreffen. Auch das oben erwähnte Kommuniqué der Vollversammlung hatte festgestellt, daß man im Hinblick auf die „Regulierung einiger bedauerlicher Dinge, ... die die Rechte der Gläubigen einschränken“, in den Verhandlungen zwischen Staat und Kirche Fortschritte gemacht habe. Genannt wurde z. B. die Freiheit der Religionsausübung bei Kindern und Jugendlichen in Ferienkolonien oder die Seelsorge in Krankenhäusern und Sanatorien. Die staatlichen Behörden würden auch die Erlaubnis zum Bau von katechetischen Zentren geben.

Es ist seit Beginn der polnischen Krise öfters darüber nachgedacht worden, wie die Rolle der Kirche aussehen könnte, müßte sie sich auf die Dauer ihre bisher einzigartige Stellung als staats- und parteiunabhängige Größe mit mächtigen freien Gewerkschaften teilen. Wichtiger als solche Fragen ist gegenwärtig allerdings, ob das polnische Experiment überhaupt im positiven Sinn stabilisiert und in Richtung einer wirklichen Erneuerung weitergeführt werden kann. Gerade ihre intensiven Vermittlungsbemühungen der vergangenen Wochen haben gezeigt, daß die Kirche nach wie vor eine Kraft ist, mit der alle anderen tragenden Kräfte im Land rechnen müssen.

U. R.

Entwicklungen

Religion als Fernsehshow

„Electronic Church“ in den USA

Seit einigen Jahren macht die amerikanische Fernsehkirche von sich reden. Die „Electronic Church“, wie sie genannt wird, zählt ihre Gemeinde nach Millionen. Über den Bildschirm oder den Hörfunk wird „Religion“ täglich frei Haus geliefert. Es sind vor allem evangelistisch

orientierte Gruppen, die ihre eigenen Rundfunkkonzerte gegründet haben, deren Umsatz bei jährlich einer Milliarde Dollar liegt.

Nach *Ben Armstrong*, dem Direktor einer 800 Mitglieder umfassenden Vereinigung des religiösen Rundfunks, sit-

zen an jedem Sonntagmorgen „130 Millionen Amerikaner vor ihrem Radio oder Bildschirm, um sich dort zur größten Gemeinde Amerikas zu versammeln“. Armstrong meint, wir näherten uns auf ganz neue Weise einer Frage, die so alt sei wie die Bibel, „wie wir nämlich den suchenden, verlorenen Menschen unserer Tage in die Nähe Gottes führen, wo seine Liebe mächtig ist und er jedem einzelnen von uns persönlich begegnen will, damit er wiedergeboren wird“. In Amerika würden heute mehr Menschen von den religiösen Sendungen der „Electronic Church“ erreicht als von allen Kirchen zusammengekommen. Durchschnittlich seien es in einer Woche 47 Prozent der amerikanischen Bevölkerung, die über Hörfunk oder Fernsehen wenigstens ein religiöses Programm empfangen, während 42 Prozent den Gottesdienst in einer Kirche aufsuchten (Ben Armstrong, *The Electronic Church*, Thomas Nelson Publishers, Nashville [Tennessee] 1979, S. 7 f.).

Die „Electronic Church“ wird bei uns sehr skeptisch beurteilt. Für eine ganze Reihe von Jahren haben auch die etablierten Kirchen Nordamerikas es abgelehnt, sich mit dem Phänomen der Fernsehkirche ernsthaft auseinanderzusetzen. Die ablehnenden Auffassungen trafen sich in dem Punkt, daß hier die Religion zum Showgeschäft denaturiert und eine wirkliche Begegnung in der Glaubensgemeinschaft vor dem Bildschirm nicht zustande kommen könne. Allenfalls handle es sich um ein Surrogat von Verkündigung, um eine *Pseudo-Kirche*. Die Zeit einer pauschalen Ablehnung neigt sich jedoch dem Ende zu. Von den Großkirchen hat zuerst die methodistische mit ihren zehn Millionen Mitgliedern im letzten Jahr sich dafür entschieden, auf den elektronischen Markt zu gehen und das Medium nicht länger den evangelikalen Kreisen zu überlassen. Ähnliche Tendenzen gibt es in der katholischen Kirche Nordamerikas, der größten des Kontinents mit fast fünfzig Millionen Gläubigen, die auf lokaler Ebene und über Kabelsysteme schon seit längerem eigene Produktionen vertreibt.

Die „Electronic Church“ ist ein charakteristisch amerikanisches Phänomen und nicht ohne weiteres übertragbar. Das sollte aber niemanden daran hindern, sie aus ihren eigenen Voraussetzungen zu interpretieren und sich dabei die Erfahrungen einer religiösen Kommunikation und „Missionierung“ über die elektronischen Medien zunutze zu machen. Ist die Kirche dem Zeitalter der elektronischen Massenmedien gewachsen? Müssen wir das Verhältnis von Medium und Botschaft in der religiösen Kommunikation neu durchdenken? Welche Art von Christentum wird uns in einem elektronischen Zeitalter abverlangt?

Karneval für einen guten Zweck?

Zu den Stars der elektronischen Kirche gehört *Robert Schuller*, dessen „Hour of Power“ an jedem Sonntagmorgen über 148 Stationen verbreitet wird. Schuller beherrscht den Stil eines gutaussehenden, dynamischen

Showmasters aus erfolgreichen Unterhaltungs- oder Quizsendungen mit einiger Perfektion. Die Kamera streift über ein riesiges Blumenarrangement und zeigt im Hintergrund einen Chor, der religiöse Hymnen singt und sakral gewandet ist. Schuller selbst hat sich eine Art von priesterlichem Gewand zugelegt und hält eine seiner hörenswerten „trust God“ Predigten. Regelmäßig interviewt er bekannte Persönlichkeiten, fragt sie nach ihrem Leben und läßt sie ein Bekenntnis zu ihrem Wiedergeborenein ablegen. Religion und Religiöses, was immer man darunter versteht, werden sehr offen vorgezeigt und sind gewissermaßen „in“ auf eine Weise, die hierzulande schwer verstehbar ist. Schullers „gift of the week“, irgendetwas ein kleines Kreuz als Anhängsel, darf auch nicht fehlen und wird mit allen Raffinements der Werbebranche angepriesen. So erhält man neue Anschriften und fordert auf, über das häusliche Telefon die Gebetsanliegen durchzugeben und dabei das Scheckbuch nicht zu vergessen. Schullers besondere Attraktion ist seine kalifornische Kristall-Kathedrale, von den Spenden seiner „Gemeinde“ errichtet und jeden Sonntag mit mehreren tausend Zuschauern bevölkert, die den Starevangelisten einmal persönlich erleben wollen.

Pat Robertson geht härter vor und benutzt in seinem 700-Club-Programm das „telethon“. Gutgekleidete Männer und Frauen, die einem Schöffengericht angehören könnten, sitzen an zwei Dutzend Telefonen und nehmen die „pledges“ entgegen, was soviel bedeutet wie ein Versprechen, ein Unterpand des Glaubens geben, in Dollar natürlich, und während attraktive Mädchen *Pat Robertson* die Ergebnisse von den Telefongesprächen reichen, verkündet dieser im Marathon-Tempo: New York 300 Dollar, Hawaii 250 Dollar, und wieder 500 Dollar aus Los Angeles, wohin wir jetzt umschalten, um unsere örtlichen Gemeindeglieder vorzustellen... Im Hintergrund singt ein Gospel-Chor seine Melodien, auf der elektronischen Anzeigentafel schnellen die Zahlen nach oben, und das Ganze schafft die Atmosphäre eines turbulenten Karnevals für einen guten Zweck. Es ist erstaunlich, wie locker den Leuten das Geld sitzt und wie bereit sie sind, ihr „Opfer“ zu geben, jährlich 60 Millionen Dollar an Spenden, mit denen *Robertson* sich bei 130 Kommerzstationen und 3 500 Kabelsystemen einkauft für sein tägliches, nationales Stundenprogramm, das sich zwar des „telethons“ bedient, aber ebenso auch die Heilige Schrift zu Wort kommen läßt und Gedanken über Gott, Nächstenliebe und persönliche Erlösung in popularisierter, allgemeinverständlicher Form weitergibt.

Das Drumherum der kommerziellen Fernsehkommunikation, hier ins Religiöse gewendet, ist dem Durchschnittsamerikaner vertraut. Die Intellektuellen haben auch in den USA viel gegen die verflachende Massenhaftigkeit des Mediums einzuwenden. Im Ganzen besitzt das *amerikanische Fernsehen* nicht jenes Prestige der Authentizität und des Offiziösen wie in unserem Land. Das hat auch sein Gutes und ist eine Folge der schon fast nicht mehr überschaubaren Pluralisierung, die das Me-

dium in seiner Einfluß- und Wirkungsmöglichkeit – dankenswerterweise? – relativiert. In Amerika wird das Fernsehen in vielen Häusern quasi mit dem Lichtschalter ein- und ausgeschaltet, und der Staub der Alltäglichkeit hat sich längst darübergelegt. Fernsehen dient primär der Unterhaltung, Zerstreung und kurzweiligen Information; mehr ist kaum drin. Diese Einschätzung ist generell akzeptiert. So kann eine gutgemachte, flotte Show – und hierin haben amerikanische Fernsehmacher Europäern viel voraus – immer mit einem hohen Aufmerksamkeitsgrad rechnen. Das machen sich Robert Schuller, Pat Robertson, Rex Humbard, Oral Roberts, Jim Bakker, Jerry Falwell und manche unbedeutendere Starprediger, die nicht den nationalen Rang haben, für ihre elektronischen Missionskampagnen voll zunutze.

Evangelikal und fundamentalistisch

Will man die Bedeutung der „Electronic Church“ einigermaßen verstehen, muß man sich wenigstens in großen Zügen die religiöse Gesamtsituation in den USA vor Augen halten. Die Statistik sagt hier schon einiges aus, wenn beispielsweise von der erwachsenen Gesamtbevölkerung Nordamerikas 41 Prozent wöchentlich eine Kirche oder Synagoge besucht haben. Die Gallup-Organisation hat einen internationalen Vergleich hergestellt und 11 Nationen repräsentativ befragt, wie wichtig dem einzelnen Bürger die Religion sei (Religion in Amerika 1979 – 1980, The Princeton Religion Research Center, Princeton [New Jersey] 1980, S. 55). „West Germany“ findet sich als letztes Land am untersten Ende der Skala mit 7 Prozent, die antworteten, Religion sei in ihrem Leben „sehr wichtig“, gefolgt von Frankreich mit ebenfalls 7 Prozent. Schweden bringt es immerhin auf 11 Prozent. Die Führung übernehmen die Philippinen mit 83 Prozent, Indien mit 60 und Brasilien mit 52 Prozent, während die Vereinigten Staaten mit 41 Prozent folgen.

Noch aufschlußreicher für den Erfolg der Fernsehkirche ist eine Untersuchung derselben Gallup-Organisation zusammen mit dem Princeton Religion Research Center über „The Unchurched American“, über jenen Teil der Bevölkerung, der keiner Kirche angehört (The Unchurched American, Gallup Organization und Princeton Religion Research Center 1978). Die umfangreiche, von 31 religiösen Gruppen unterstützte Studie vom Jahre 1978 hat 61 Millionen Amerikaner als „unchurched“ ausgewiesen. Überraschend war jedoch, daß nahezu zwei Drittel (64 Prozent) dieser Amerikaner aussagten, sie glaubten an Jesus Christus als den Sohn Gottes und 75 Prozent behaupteten von sich, daß sie regelmäßig beten. Die Menschen, die sich keiner Kirche anschließen, sind offenbar nicht ungläubig oder gar atheistisch. An der Spitze der kritischen Einwände gegenüber den etablierten Kirchen steht die Bemerkung, ihnen fehle es an „wirklicher Spiritualität und Religiosität“. Das trifft sich auch mit jenen 52 Prozent, die erkennen ließen, sie

könnten sich eine Situation vorstellen, in der sie „das ziemlich aktive Mitglied einer Kirche“ sein möchten. Vor allem sind es die *Evangelikalen*, die in dieses Potential der „unchurched“ hineingestoßen sind. Sie haben die Weisung Jesu „Geht hin in alle Welt...“ schon immer wörtlich genommen und vertreten eine fundamentalistische Theologie, die in den letzten Jahren in vielen protestantischen Kirchen Nordamerikas wiederum an Boden gewonnen hat und über die charismatischen Gruppen bis in die katholische Kirche hineinwirkt. Über 30 Millionen amerikanische Christen klassifizieren sich heute selbst als „evangelikal“, was immer diese Sammelbezeichnung, die quer durch alle Denominationen verläuft, im einzelnen umfaßt. Das biblische Wort als unmittelbare, unverfälschte Botschaft „an dich und mich“ steht im Vordergrund. Der Appell geht ans Herz. Die historische und theologische Interpretation tritt in den Hintergrund, ebenso der soziale Kontext von Kirche, Gesellschaft oder Verantwortung. Es geht um das ganz persönliche Heil, hier und jetzt, sich mit Gott auszusöhnen, mit dem Nächsten, mit sich selbst. Die Evangelikalen betrachten Religion als fröhliches Ereignis. Sie vertreten eine volkstümliche Religion des Gefühls, der persönlichen Geborgenheit und Heilsgewißheit. Das Missionarische gibt dieser Grundströmung eine besondere Dynamik (vgl. „America“ Vol. 142, No 21 1980, S. 455).

Auch viele Katholiken suchen die Verbindung zu den Evangelikalen und finden sie nicht zuletzt über Rundfunk- und Fernsehprogramme. Etwa 15 Prozent der regelmäßigen Zuschauer von Pat Robertsons evangelikaler Show „The 700 Club“ bezeichnen sich als katholisch. Der erste Star der elektronischen Medien, der gleichzeitig signalisierte, daß der amerikanische Katholizismus sein kulturelles Einwanderer-Getto verlassen hatte, war der katholische Bischof *Fulton Sheen*, dessen Karriere am Rundfunk begann. Über Jahrzehnte zählten die religiösen Radioprogramme Fulton Sheens zu den populärsten, die ganz Amerika akzeptierte. Er konnte sich wiederum auf eine große Tradition der amerikanischen Radio-Mission in den zwanziger und dreißiger Jahren stützen. Die eigentliche Geburtsstunde der „Electronic Church“ war der 21. Januar 1921. Von Pittsburgh übermittelte die KDKA-Radiostation aus der Calvary Episcopal Church das erste Mal einen Vespertagesdienst für die ganze Nation. Fünf Jahre später gab es bereits 600 Radiostationen in den USA. Davon waren über zehn Prozent in den Händen religiöser Organisationen, die bis in den fünfziger Jahren, als das Fernsehzeitalter ausbrach, einen beträchtlichen Teil der nationalen Programme mit religiösen Inhalten versahen und dabei nicht nur ein amerikanisches, sondern ein weltweites Monopol des evangelikalen Funks errichteten. *Dwight L. Moody*, Begründer des Moody Bible Instituts von Chicago, war einer der bekanntesten Schrittmacher der Evangelisierung über Radioprogramme, der „radio ministry“ Amerikas.

Die neue Technologie des Fernsehens multiplizierte die Möglichkeiten noch einmal und revolutionierte gleich-

zeitig über den Computer das Feed-back mit der Hörer- und Zuschauergemeinde, das schon immer dazugehört hatte, einmal der Dollarspenden wegen, von denen man lebte, zum anderen der missionarischen Einflußnahme wegen, die sich über gedrucktes Material, lokale Freundeskreise und eigene Gemeinden verlängerte. Jeder Telefonanruf, der Gratismaterial anfordert, jede Postkarte, die um Rat bittet, seien es Eheprobleme, Furcht vor Verbrechen, Drogensucht, Einsamkeitsgefühle, Glaubenszweifel, wird prompt mit dem exakt passenden Material beliefert und in den Computer eingespeist. *Oral Roberts*, der seinem Publikum sagt, jeder Brief werde beantwortet, hat eine Postversandstelle mit der Kapazität von 20 000 Briefen am Tag errichtet.

Verbreitung religiösen Wohlgefühls

Was hat das nun alles mit dem Zeugnis von Jesus Christus zu tun? Von welcher theologischen Qualität ist die elektronische Botschaft? Wird sie nicht über das Medium und seine arteigenen Strukturen zwangsläufig deformiert? Ist das Kirche, wo eine passive Zuschauergemeinde ihr Unterhaltungsvergnügen sucht? Geht die Fernsehkirche letzten Endes nicht auf Kosten der Ortskirchen, die leerer werden? Muß man am Ende die „Electronic Church“ von ihren Beweggründen und Methoden her als eine unmoralische Institution disqualifizieren? „Wir sind kein Wettbewerb für die Ortsgemeinde“, antwortet Pastor Schuller. „Aber wir zeigen den etablierten Kirchen, wo sie die religiösen Bedürfnisse der Menschen verfehlen. Das Fernsehen ist ein wirkliches Massenmedium. Es hat seine religiösen Chancen aufs sträflichste vernachlässigt“ (zit. nach *Kenneth A. Briggs*, *The Electronic Church is Turning more People on*, in: *New York Times*, 10. 2. 80). Nach sorgfältiger und jahrelanger Beobachtung kommt man nicht umhin, solchen Antworten eines führenden Mannes der elektronischen Kirche eine gewisse Glaubwürdigkeit und Aktualität einzuräumen. Die verschiedenen Fernsehkirchen, die sich um ihre Starprediger sammeln, wissen nur allzugut, daß die Einweg-Kommunikation nicht dauerhaft ist. Sie sind längst dabei, mit allen Mitteln der Elektronik und der Gruppendynamik auf eine ganz ungewohnte, neue Weise Gemeinschaft und Gemeinde zu stiften. Der einzelne fühlt sich über das ausgedehnte Feedback an- und aufgenommen in eine Gemeinde, er entwickelt ein Zugehörigkeitsgefühl, er trägt den Gesprächsstoff der religiösen Programme in seine Ortsgemeinden. Es gibt eine *Oral Roberts University*, es gibt Privatkrankenhäuser, Fortbildungszentren, elektronische Studios für pastorale Fernsehkommunikation und in zunehmendem Maße eigene „Kathedralen“ mit perfekter Fernsehtechnologie, alles von der „Electronic Church“ finanziert und unterhalten. Die Dimension des Bildschirms ist längst nicht mehr die einzige.

Die einen wissen sich durch Taufe und persönliches Bekenntnis als Mitglieder der Kirche, die anderen gehören

dazu, weil sie sich – subjektiv – dazugehörig fühlen. Das Gefühl des religiösen Dabeiseins und Wohlseins ist in der Skala der elektronischen Effekte hoch zu veranschlagen. Dabeisein ist fast alles. Man soll, man muß ja auch dabeibleiben, und wer den Abschaltknopf drückt, würde sich selbst gewissermaßen abnabeln. Diese Psychologie tritt unverhohlen hervor. Sie spekuliert auf die harmonistischen, konformistischen und konservativen Bedürfnisse des einzelnen. Nicht grundlos wird der elektronischen Kirche Nordamerikas ein Rechtsdrall nachgesagt, und wo sich die evangelikale Bewegung „politisiert“ – und das ist zunehmend der Fall – ist das „Turn right, America!“ unüberhörbar.

Die Frage ist, ob in unseren Gemeinden und Sonntagsgottesdiensten die Kreuzespredigt und das harte „Kehret um!“ sehr viel mehr Betroffenheit auslösen und hier nicht auch Religion „konsumiert“ wird wie vor dem Bildschirm. Das muß nicht so sein, im einen wie im anderen Falle. Für die großen Kirchen und ihre Botschaft stünde eine Menge auf dem Spiel, wenn sie feststellen müßten, daß ihre Ohnmacht, heute die Menschen mit ihrer Sprache und ihren traditionellen Medien zu erreichen, mit ihrem Etabliertsein korrespondiert und daß nun Personen von außerhalb kommen, die alles anfechten, was bisher als „evangelisch“ galt.

Hans Florin, Direktor der Weltvereinigung für die christliche Kommunikation in London, glaubt das ins glitzernde Gewand der Fernsehshow gesteckte Zeugnis der elektronischen Kirche nicht schon deshalb als unevangelisch zurückweisen zu sollen, „weil es glitzert und Show ist, sondern weil es das Evangelium in pazifizierender Auswahl anbietet. Und das Zeugnis der Bekenntniskirche ist nicht deswegen evangelisch, weil es nicht glitzert und keine Show ist, sondern ist nur dort evangeliumsgerecht, wo es sich der Versuchung einer bequemen Auswahl enthält.“ (Hans Florin, *Zur Diskussion um die „Elektronische Kirche“*, in: *Communicatio Socialis*, Zeitschrift für Publizistik in Kirche und Welt, Nr. 4/1980, S. 334.) Dem Vorwurf, sie seien der Versuchung einer bequemen Auswahl erlegen, können sich die meisten elektronischen Evangelisten nicht entziehen. Die Frage ist, ob sie, selbst wenn sie es möchten, überhaupt anders könnten und ob sie nicht Sklaven eines Mediums und Molochs geworden sind, dem man grundsätzlich nicht alles zum Fraß vorwerfen kann.

„Unmoralisch“ ist die Fernsehkirche sicherlich nicht, und die Tatsache, daß sie auch „big business“ ist, rechtfertigt nicht den Verdacht, den Fernsehevangelisten gehe es ums Geldverdienen. Die theologischen Bedenken sind freilich erheblich. So meint der katholische Theologe *Richard P. McBrien* vom Boston College, die „Electronic Church“ sei nach theologischen und pastoralen Kriterien überhaupt keine Kirche (Richard P. McBrien, *The Electronic Church: A Catholic Theologian's Perspective*, Referat von der Electronic Church Consultation, New York University, 6./7. Februar 1980). Das Bekenntnis zu Jesus Christus sei zwar vorhanden, und in der Konzentration auf das biblische Wort liege ein Schwerpunkt der Fern-

sehkirche. Aber dem Gottesdienst auf dem Bildschirm fehle die sakramentale Dimension. So könne man nicht sinnvollerweise davon sprechen, hier werde Gemeinschaft in Jesus Christus gestiftet. „Eine Eucharistiefeier auf dem Bildschirm zu beobachten, mag geistlichen Gewinn bringen, aber es ersetzt nicht die Teilnahme an der Eucharistie, ebensowenig wie jemand, der übers Fernsehen ein Staatsbanquet im Weißen Haus beobachtet, nachher glaubwürdig behaupten könnte, er sei tatsächlich Gast des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewesen.“

Ein Medium unter vielen

Die Botschaft – und das ist sicherlich richtig – muß sich über die spezifischen Strukturen des Mediums eine *Deformation* gefallen lassen, aber ist nicht schon unsere Sprache das erste und entscheidende Filter, durch deren jeweilige Geprägtheit hindurch das Evangelium nicht nur ein Medium unter vielen, mit denen die Menschheit es seit jeher zu tun hatte? In der Erzdiözese Chicago mit 2,5 Millionen Katholiken, 444 Pfarrgemeinden, 380 katholischen Schulen für 133 000 Schüler betreibt die katholische Kirche seit 1975 eine eigene Fernsehproduktion

für religiöse und katechetische Arbeit. Im Jahr 1980 wurden 11 000 religiöse Programme größtenteils an Schulen und Gemeinden über das eigene Kabelnetzsystem ausgestrahlt. Man kauft sich bei kommerziellen Anstalten ein und zeigt wenig Skrupel, ob Fernsehen die religiöse Botschaft verfälscht. Seit Januar hat das „Catholic Television Network of Chicago“ ein 30-Minuten-Programm „American Catholic“ wöchentlich eingerichtet. Über 1600 Kabelsysteme und die konventionellen Stationen werden neun Millionen Haushalte im ganzen Land erreicht. Der Jesuit *John Powell* ist der „Star“, der das Programm wie ein zweiter *Fulton Sheen* jede Woche moderiert („American Catholic“, A Broadcasting Experience, in: *Visitor, National Catholic Family Magazine*, 15. 3. 81).

Powell zeigt, was die Showmaster der „Electronic Church“ gezeigt haben, daß Glaubwürdigkeit auf dem Bildschirm, publizistisch und religiös gesprochen, letzten Endes in der Persönlichkeit liegt, die auftritt und deren Gesicht sich einprägt. So bietet das Medium die beste Gewähr, daß die Botschaft unverändert herüberkommt. In Chicago hat die „Electronic Church“ der Evangelikalen auf diese Weise eine ernsthafte Konkurrenz bekommen.

Hermann Boverter

Interview

Signale einer Kulturkrise

Ein Gespräch mit Manfred Rommel

Über Ursachen und Begleiterscheinungen der gegenwärtigen Jugendunruhen, wie sie sich in der Hausbesetzerzene, zum Teil auch in den Antikernkraftbewegungen und anderen Protestformen abzeichnen, sprachen wir mit dem Oberbürgermeister von Stuttgart, Manfred Rommel. Die Fragen stellten Ulrich Ruh und David A. Seeber.

HK: Herr Oberbürgermeister Rommel, viele Politiker scheinen von den Ausmaßen der neuen Protestbewegung unter Jugendlichen überrascht zu sein. Hat es zu lange an der notwendigen Aufmerksamkeit und Sensibilität gefehlt?

Rommel: Es hat vielleicht überhaupt an der Fähigkeit zum Vorausdenken gefehlt und an der langfristigen Anlage der Politik. Die Politik ist ja heute durch Tagesereignisse derartig stark in Anspruch genommen, daß sie überwiegend auf den Tag reagiert. Deshalb kommt eben alles Neue überraschend. Manches wäre nicht neu, wenn man rechtzeitig über die Dinge nachdenken würde.

HK: Sie selbst haben jüngst in einem Artikel in der „Zeit“ vor überzogenen Reaktionen auf dieses für Sie offenbar nicht ganz neue Phänomen gewarnt. Der demokratische Rechtsstaat, so sagten Sie, fordere nicht, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Sie haben vielleicht dabei an Nürnberger oder ähnliche Vorgänge gedacht. Aber neigen in der Bundesrepublik Politiker wie Bürger gegenüber Protestbewegungen nicht insgesamt eher zu Überreaktionen? Wenn irgendwo Scheiben eingeworfen werden, geht ja noch nicht der Rechtsstaat zu Bruch.

Rommel: Der Rechtsstaat rechnet von vornherein mit dem Rechtsverstoß, sonst würde er ja nicht eine so umfassende und meines Erachtens sogar überzogene Gerichtsbarkeit aufbauen und so viele Klagemöglichkeiten einräumen. Deshalb ist es falsch, sich dem Glauben hinzugeben, daß dort, wo gegen das Recht verstoßen wird, der Rechtsstaat bereits in Gefahr ist. Nur muß natürlich der Rechtsstaat darauf achten, daß solche Verstöße nicht